**Zeitschrift:** Das Schweizerische Rote Kreuz
**Herausgeber:** Schweizerisches Rotes Kreuz
**Band:** 58 (1949)
**Heft:** 8

**Artikel:** Indianer am Fluss
**Autor:** Schilling, Helmut
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-975811

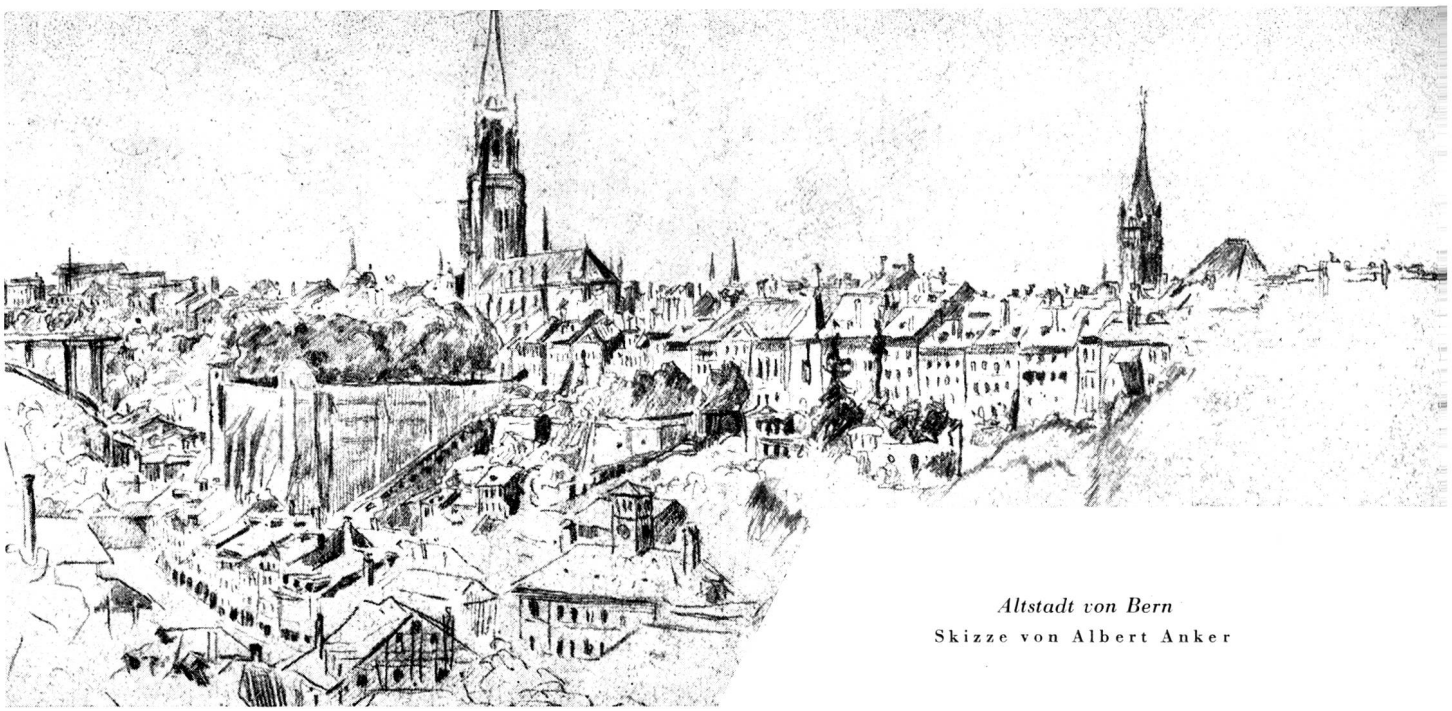
**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 14.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**



*Altstadt von Bern*
Skizze von Albert Anker

# INDIANER AM FLUSS

VON HELMUT SCHILLING

Von den Berner Türmen hatte die zweite Nachmittagsstunde geschlagen. Heiss lag die Luft über der Stadt. Wer eben noch durch die Strassen gegangen war, verschwand in den kühleren Türen von Geschäften und Büros. Die Stadt war ein Moloch, der die Menschen frass.

Aber auf einem Pfad des Dählhölzliwaldes schritten zwei Indianer. Sie fühlten sich fern und frei. Hätte man sie nach ihrem Alter gefragt, würden sie eine Zahl knapp über der Zehn genannt haben. Wenonga hiess der eine; sein Kopfschmuck zeigte zwischen dem roten Stirnband und dem Federnkreis den lichten Flaum des wilden Schwans. Am Gürtel trug er Dolch und Tomahawk, im Herzen trug er die Tapferkeit eines Häuptlings.

«Wenonga», sagte ich, «die Bleichgesichter der Stadt sind mir verhasst; sie kennen unsern Gott Manitou nicht, auf Kriegspfaden verirren sie sich wie hilflose Rinder.»

Ich sprach dies, weil ich, den sie Brennstrahl, die sengende Glut, nannten, den Häuptling in seiner grossen Verachtung von steinernen Häusern und Schulen unterstützen musste. Zwar meinte ich etwas stärker zu sein als Wenonga. Aber er war weiser als ich; denn er beherrschte schon den Unterschied zwischen Imparfait und Passé défini, während ich noch kaum die verschiedenen Verbalendungen zu nous und vous begriff. Und doch sassen wir auf derselben Schulbank. Also wurde er Häuptling und ich Medizinmann.

Wenonga ergriff das Wort: «Hilf mir die Stadtmenschen bekämpfen, die Gemeinheit, das verruchte Feuerwasser und die tödliche Kugel! Diese Hunde! Wenn ich einem von ihnen begegne, mache ich ihn nieder.»

In diesem Augenblick trat hinter einem Baum lachenden Gesichts Chingachgook hervor und begrüsste uns. Er tat dies so gar nicht indianisch, lachte immer, als ob unsere ernsten Unternehmungen nur erbauliches Spiel seien, und besass dazu jenen allzu geläufigen Namen, den sich jeder dritte Indianer zulegte. Aber in seiner Jagdtasche barg er viele herrliche Würste, die er jedesmal, wenn wir auf Kriegspfad auszogen, aus seinem Wigwam zu entwenden verstand. Deshalb war er unser lieber Gook und genoss trotz seinem Kindergesicht in unserem Stamm hohe Wertschätzung. Ausserdem trug er wie ich echtes Indianerhaar, während Wenonga seinen blonden Schopf sorgfältig unter dem Federbusch verbergen musste.

Wir warfen uns in die Büsche und warteten auf unsern letzten Stammesbruder Kriedsadler. Endlich kam er bedachten und doch elastischen Schrittes den Weg zwischen den Bäumen heraufgeschritten. Drei Federn reckten sich mitten über seiner Stirn, sein Kittel war unscheinbares Sacktuch, seine Pfeife rauchte schon — eine Riesenkastanie auf langem Rohr; er war die edelste Erscheinung unter uns vieren.

«Hook!» schrien wir, als er beinah an unserem Versteck angelangt war. Er erschrak nicht, wandte das Haupt, legte die Hand an Stirn und Brust. Und reichte uns die Friedenspfeife, die wir, im Kreise niedergelassen, herumgehen liessen. Chingachgook hüstelte.

«Ziehen wir gegen die Bleichgesichter?» fragte Kriegsadler.

«Gegen die Bleichgesichter!» nickte Wenonga. In unsere Stirnen gruben sich ernste Furchen. Wir wollten die Weissen überfallen, die in den steinernen Städten lebten und uns zur Sklaverei der Schule zwangen. Einzeln mussten sie vernichtet werden.

Wenonga gebot: «Wir ziehen durch den Dählhölzliwald nach der Elfenau!» Ich verachtete diese beiden Namen. Als ob Indianer in einer Elfen-Au leben könnten! Ich verachtete auch den Namen Bern; was man vernichten will, kann man doch nicht lieben.

Drunten an der Aare rauschte es um den alten zertrümmerten Damm. Auf kurzer Strecke hatten die Weissen schon begonnen, unsern reissenden Strom in hohe Dämme zu fassen. Wir schwuren uns, für diesen Eingriff in unsere Jagdgründe Rache zu nehmen. Der Schwur erheischte einen neuen ewigen Bund. Die drei Gefährten blickten mich an, und ich wusste, was sie von mir, ihrem Medizinmann, erwarteten. Ich führte sie durch Bach, Sumpf und Schilf zu einem abgelegenen Lagerplatz und befahl, ein Feuer anzufachen. Kriegsadler konnte das am besten. Chingachgook und ich durchstreiften das Gelände und suchten nach seltenen Gräsern, Blumen, Beeren und schwarzen Raupen. Ueber dem Feuer bereiteten wir in blechernem Becher ein dunkles, brodelndes Gebräu. Meine Zeremonien dauerten lang, und die feuchten Blasen unseres Tranks zerplatzten mit zaubrischem Rauch und Dampf.

«Wir schliessen heute den Bund der schwarzen Raupe», sprach ich feierlich. «Wir wollen uns ewige Treue geloben; und der erste Weisse, der uns begegnet, sei des Todes!» Ich trank, der Becher machte die Runde.

Wenonga hob das sinnende Haupt und fügte hinzu: «Den Bund der schwarzen Raupe müssen wir mit unserem Blut bekräftigen. Wer hat ein sauberes Messer?»

Auch das geschah. Wir tranken unser Blut, und der Stamm der Lenapees hatte neue Aufgaben und Pflichten. An der Stätte ihres eigenen Werkes sollten die Bleichgesichter den Tod finden. Wir verwischten die Spuren und schlichen zwischen den alten Tümpeln zum Damm. Zum erstenmal lösten wir an diesem entweihten Ort unsere Mokassins, die Waffen und die Kleider. Aber wir badeten doch nur in den Tümpeln und nicht im Fluss, weil eigentlich nur ich richtig schwimmen konnte. Und ausserdem war Chingachgook wasserscheu und musste bei der Berührung mit Wasser immer kichern.

Wir legten uns in die Sonne und warteten. Kriegsadler war der wachsamste. Als er die Hand hob, wussten wir, dass er ein Opfer erspäht hatte. Das war ein Bleichgesicht mit langen Hosen und einem Schnauz im Gesicht. Es kam den neuen Damm entlang auf uns zu, betrachtete die Bündel unserer Kleider und lächelte. Wir verharrten in grimmigem Schweigen.

«Indianer? So nah bei Bern?» Er glaubte wohl mit Kindern zu plaudern.

Unsere feindseligen Blicke durchbohrten ihn. Kriegsadler, der Edle, erwiderte endlich: «Ein Bleichgesicht in unseren Jagdgründen? Es wird nicht lange mehr leben!» Und wir bestraften das Lächeln des Weissen mit unserer ganzen Verachtung. Als er flussauf verschwunden war, lag auf Kriegsadlers Gesicht immer noch der grosse Mut dessen, der für ein verfolgtes Volk gesprochen hat.

Die Mittagssonne brannte unbarmherzig auf Stein, Wald und Fluss. Wir wurden Rothäute und waren stolz darauf. Wenonga musterte Kriegsadlers Schultern, die als einzige schon seit Wochen bronzefarben leuchteten; er war mit seinen Kriegern zufrieden und reichte ihnen die eigene Häuptlingspfeife. «Auf den Tod des Fremden!» murmelte jeder, bevor er die Pfeife weitergab.

Es kamen andere Bleichgesichter vorbei. Unser Misstrauen begegnete ihnen. Schon wussten wir nicht mehr, wie wir sie alle töten sollten. So viele Marterpfähle gab es nicht. Aber der erste! Der erste sollte an diesem Tage gewiss sterben!

Dann geschah es. — Den Fluss herab schwamm der Mann mit dem Schnauz im Gesicht. Er hob den Arm übers Wasser, um uns zuzuwinken. Wir rührten uns nicht und schauten steinern hinaus. Noch einmal der Arm in der Luft. Jetzt begriffen wir und erstarrten: er bat um Hilfe, er wehrte sich! Ein heiserer Schrei ertönte, der gurgelnd im kalten Schauer des Wassers versank. Arm und Kopf verschwanden. An uns vorbeigetragen, unsichtbar, dann wieder auftauchend mit dem gurgelnden Ruf, kämpfte der Schwimmer seinen Todeskampf.

Wir waren aufgeschnellt, starrten uns an, starrten in die Runde, flussab, wo Menschen waren. Einige eilten herbei. Männer mit starken Schultern und Muskeln. Chingachgook strich zitternd über seinen molligen Kinderarm.

Zwei Männer waren ins Wasser gesprungen und schwammen jetzt weit unten im Fluss. Einige eilten herbei. Aber ein dritter Kopf wurde nicht sichtbar. Wir schauten hinab. Kriegsadlers Züge unter den drei senkrechten Federn standen edel und ernst.

«Die ewigen Jagdgründe», murmelte Kriegsadler. Auch das Wort «Manitou» vernahmen wir. Wir waren ihm dankbar, dass er diese Worte, die einzigen während einer halben Stunde, sagte. Einigemale zuckte es um seinen Mund. Wie männlich konnte er sich beherrschen! Chingachgook weinte.

Und dann griffen wir kleinmütig nach unseren bunten Tüchern und schlüpften in die Mokassins. Das Trüpplein der Lenapees zog mit hangenden Waffen durch die Sümpfe, durch den Wald und droben über die ländliche Ebene davon. Wortlos und zerschlagen. Es war unser erster Mord.

Früher als je kamen wir heim. — Heim? Ja, zu den Bleichgesichtern der Stadt . . .